



Können Bilder klingen? Bild aus „Deformation“ von Remmy Canedo (Musik) und Stefan Heller (Film)

Abb.: Heller/Ascolta

Wie klingt ein Dreieck?

Festival Sinfonie der Bilder: Das Stuttgarter Neue-Musik-Ensemble Ascolta sucht nach neuen Verbindungen zwischen Film und Musik

Von neuer Musik zu Stummfilmen der 1920er Jahre bis zu Videoclips reichte das Spektrum des Festivals, das am Wochenende vom Ensemble Ascolta gemeinsam mit Staatsgalerie, Musikhochschule, Akademie der Bildenden Künste, ZKM Karlsruhe und Akademie Schloss Solitude veranstaltet wurde.

VON SUSANNE BENDA

„Musikalische Formen wie Sonate, Sinfonie, Rondo usw. treten heute in einen Widerspruch zu den neuen Möglichkeiten des Tonfilms. Die konventionelle Filmmusik hat noch nicht gewagt, dieses Problem anzutasten. Es wäre zu untersuchen, wieweit die alten Formen für den Tonfilm zu adaptieren sind und wieweit durch den Film neue musikalische Formen entstehen müssen.“ Schon 1940 hat der Komponist Hanns Eisler sein „Statement über die Untersuchungen von Musik und Film“ zu Papier gebracht, und was er feststellte, gilt grundsätzlich noch heute. Zumindest im kommerziellen Film spielt die Musik weiterhin eine dienende Rolle: Sie untermauert die Bilder, übernimmt deren Rhythmus und sorgt ansonsten für einen Mehrwert an Gefühl. Was Eisler bereits in seinem Aufsatz forderte, nämlich das musikalische „Kontrapunktieren gegen das Bild“, bleibt bis heute ein Ansinnen ambitionierter experimenteller Kunstfilme – und mit ebendiesen setzt sich das Ensemble Ascolta seit sieben Jahren auseinander.

Mit dem Festival Sinfonie der Bilder wollten die Musiker nun eine erste Bilanz ziehen – und neue Fragen an multimediales Arbeiten stellen. Dass die Veranstaltung am Samstag in der Staatsgalerie mit einem Filmkon-

zert begann, bei dem Überflüssiges ebenso zu hören und zu sehen war wie Spannendes, Bereicherndes, liegt in der Natur des weiten thematischen Feldes. So wahrte die Musik etwa bei Rafael Nassifs zwei elektronischen Soundtracks zu Hans Richters Film „Rhythmus 21“ von 1921 ihr eigenes Profil im ersten Fall durch die Verweigerung jeglicher Gestaltung, den Rückzug auf weißes Rauschen – und im zweiten Fall durch freies Klangexperimentieren mit arabischer Oboe. Dabei spürt man die Radikalität der frühen Stummfilme noch heute.

„Deformation“ von Remmy Canedo (Musik) und Stefan Heller (Film) atmet ganz den Geist bunt bewegter Videospieldästhetik (und muss sich den Vorwurf gefallen lassen, über hübsche Kunst um der Kunst willen

nicht hinauszugehen). Der Komponistin Marina Khorkova und der Videofilmerin Nataliya Gurevic ist mit „Medium“ hingegen ein vielschichtiger Versuch gelungen, Sprache in Klänge zu übersetzen, zu denen dann wiederum ein weiter Bogen bildlicher Assoziationen ein Gegenmuster formt. Clemens Gadenstätter nimmt in seiner Musik zu Walter Ruttmanns „Opus III“ (1924) zwar den Rhythmus der Bilder auf, baut seiner Partitur aber immer wieder auch Verfremdungen ein. Zusätzlich macht er das Phänomen und die Voraussetzung von Filmprojektion zum Thema, indem er die Musik über das Ende der Bilder hinausführt und sie von ein- und ausgeschalteten Lampen wie von der Imitation eines ratternden Projektors begleiten, nein: stören lässt.

An Oliver Fricks Versuch, zu den Formen und Farben von Ruttmanns „Opus I“ klangliche Entsprechungen zu finden, fasziniert vor allem die zunächst paradox erscheinende Tatsache, dass die Musik auch (oder gerade?) im Bemühen um Synchronisation mit dem Bild ihr Gesicht wahren kann. „Im Film“, behauptet der Komponist später bei einer Diskussion, „sind alle musikalischen Strukturen schon vorhanden.“ Die Bilder, denkt man hier tatsächlich, hätten durchaus auch auf die Musik hin erfunden sein können.

Wie klingt ein Dreieck? Und warum hat die musikalische Notation nie zu eindeutigen Zeichen für Ton-(also: Artikulations-)formen gefunden? Wie vergleichbar sind musikalischer und Bild-Rhythmus? Vorträge beantworteten manche Frage und erweiterten das Thema. Mit Hilfe aktueller Videokunst arbeitete Susanne Witzgall die Vielfalt von (ironischen) Verweisen zwischen Musik und Bild heraus, Jean-Baptiste Joly sprach bei der Erläuterung multimedialer Projekte der Akademie Schloss Solitude vom „produktiven Verrat“ einer Kunst an der anderen. Arte-Redakteurin Nina Goslar verwies auf eine „Fehlstelle“ in der Diskussion um populäre Filmmusik als Massenkultur auf der einen und um ambitionierte, experimentelle Musik zu Filmen auf der anderen Seite: Wie, fragte sie, hält es die (sogenannte) Avantgarde mit dem Trivialen – also mit Tonalität und Praxistauglichkeit?

Wo, könnte man weiter fragen, liegt denn nun der Königsweg: in der Untermauerung des Bildes durch die Musik oder im Gegeneinander? Die diskutierenden Komponisten votierten, wie nicht anders zu erwarten, einhellig für einen Kontrapunkt der Künste. Der Preis für ihre Haltung ist kein Geringer: Experimentelles, wie es jetzt zu erleben war, wird Kunst für die Nische bleiben. Wer diese aber betritt, verlässt sie belebt und befeuert.

Info

Film und Musik: Stimmen zum Thema

- „Wir haben nach einer Kunstform gesucht, in der Musik und Bild gleichberechtigt sind – und sie im Musikvideo gefunden.“ (Malte Giesen, Komponist)
- „In Verbindung mit Bildern entwickelt Musik Ironie, und die Wahrheiten des Visuellen werden ständig neu hinterfragt. Das Verhältnis der Zeitkünste Film und Musik bleibt dialektisch.“ (Susanne Witzgall, Kunsthistorikerin)
- „Die Begegnung von Bild und Klang bei multimedialen Projekten löst eine Irritation aus. Dass sich unterschiedliche Medien nicht versöhnen können, ist auch der Reiz im Musiktheater.“ (Jean-Baptiste Joly, Leiter der Akademie Schloss Solitude)
- „Warum prägt bis heute die tonale Musik die Filmmusik, also die Entwicklungslinie von der klassischen Filmmusik Hollywoods, die stark von europäischen Emigranten wie Erich Korngold und Franz Waxman geprägt wurde, über Nino Rota und John Williams bis hin zu Hans Zimmer?“ (Nina Goslar, Redakteurin bei ZDF/Arte)
- „Wir hören viel schneller, als wir sehen.“ (Erik Oña, Komponist und Dirigent)
- „Man muss den Anschein erwecken, dass die Musik das Bild auslöst. Und Rhythmus bedeutet nicht nur Zeiteinteilung, sondern auch Spannungsaufbau und Phrasierung.“ (Caspar Johannes Walter, Komponist)

„Musik am 13.“ beginnt am 14.

Ganz gewöhnlich geht es bei „Musik am 13.“ nie zu. Zwar hat der Bad Cannstatter Bezirkskantor Jörg-Hannes Hahn nach eigenem Bekunden für die Saison 2011/12 „ein eher ruhiges, klassisches Programm“ zusammengestellt, doch werden dem Publikum auch in dieser Spielzeit wieder subtile Irritationen begegnen.

Die erste findet sich schon in der eintägigen Verspätung des Auftaktkonzertes: Am Freitag, 14. Oktober, sind in der Stadtkirche Kirchenlieder der Reformation mit dem Tenor Andreas Weller zu hören. In weiteren Konzerten spielt die Geigerin Nina Karmon Solowerke von Bach, es gibt Arthur Honeggers „König David“, Bachs Weihnachtsoratorium (auch für Kinder) und Matthäuspasion, zum 20-Jahr-Jubiläum des Zyklus kommt das Posaunenquartett Opus 4, man feiert John Cages 100., die Aufführung von Mendelssohns Vokalwerk schreitet fort, der altkirchliche Text des Stabat Mater spiegelt sich in vier Vertonungen. Hinzu kommen ein Gesprächskonzert mit Krzysztof Penderecki und ein Gastspiel des Raschèr-Saxophonquartetts. (ben)

www.musik-am-13.de

Mädchen tanzen nachts im Wald

Sandrine Hutinet inszeniert Arthur Millers „Hexenjagd“ für die Esslinger Landesbühne

VON ARMIN FRIEDL

Wenn eine Gesellschaft die Gedankenfreiheit stark einengt, wuchert die Fantasie ins Unermessliche. Da tanzt eine Gruppe junger Mädchen nachts im Wald, und schon will einer ein Mädchen nackt gesehen haben, ein anderer alle, und eine will sogar eines der Mädchen fliegen gesehen haben.

Zugegeben, verschwörerische Züge sind dabei. Tituba, die farbige Haushälterin des Pfarrers Samuel Parris, murmelt Unverständliches, irgendwann spritzt auf einmal Blut – aber das war es auch schon. Für sein Stück „Hexenjagd“ greift Arthur Miller Vorgänge aus dem Jahre 1692 auf, um auf Zustände seiner Zeit hinzuweisen: auf die McCarthy-Ära, in der so ziemlich jeder Amerikaner irgendwie verdächtig war, mit dem Kommunismus im Bunde zu sein.

Derartige Verrenkungen hat die Regisseurin Sandrine Hutinet nicht nötig. Ihre Inszenierung des Stücks für die Esslinger Landesbühne ist irgendwo in einem früheren Amerika angesiedelt, ihr geht es vor allem um die Interaktion der Akteure. Der Bühnenboden ist mit Erde bedeckt, wer immer sich hier bewegt, wirbelt Staub auf. Ein Großteil der insgesamt 16 Akteure ist immer auf der



Nils Hillebrand, Ida Kassiekpo Ouhé-Schmidt, Nora Backhaus, Frank Ehrhardt Foto: Zauner

Bühne, sieht, wie junge Mädchen in Hysterie verfallen, und macht selbst mit, als herauskommt, dass quasi das ganze Dorf mit dem Teufel im Bunde sein soll.

Hutinet inszeniert derb und kraftvoll mit grellen Lichtwechseln, verlangt den Schauspielern viel ab. Ulf Deutscher als Samuel Parris etwa ist Beschützer der tanzenden Mädchen, löst aber auch einen Prozess aus, dessen er irgendwann nicht mehr Herr ist. Ida Kassiekpo Ouhé-Schmidt als Tituba sorgt im Verlauf dieser Hysterie eigentlich nur für eine exotische Note, macht dies aber mit viel Nachdruck.

Zu erleben ist eine grandiose Ensembleleistung, die Matthias Zajgier als Richter und Jonas Martin Schmid als Stellvertreter des Gouverneurs mit ihren Verhörmethoden krönen. Einen Quasi-Helden gibt es hier auch: Nikolaos Eleftheriadis ist als John Proctor einer, der sich zunächst nicht aus der dumpfen Masse heraushebt, am Ende aber in einer schweren Gewissensentscheidung über sich hinauswächst.

Wieder am Dienstag in Kirchheim/Teck, am 14. 10. in Wangen, am 18. in Esslingen.

www.wlb-esslingen.de

Unser Tipp

Sieben Glückliche

Eric Gauthier nennt „Lucky Seven“ seine bisher aufregendste Produktion, und er hat recht damit. Denn die sieben sorgsam einstudierten Stücke, darunter drei, die bei der Premiere des Abends im Juni zur Uraufführung kamen, befragen hintersinnig den schönen Schein und geben dem Witz einen doppelten Boden. Heute ist der Siebenerpack Tanz um 20 Uhr im Theaterhaus Stuttgart wieder zu erleben.

Unten und oben, Adler und Schaf

Die tri-bühne zeigt Urs Widmers „Top Dogs“ in der Regie von László Bagossy

VON ARMIN FRIEDL

Christian ist sichtlich stolz auf seinen Job: Er darf entscheiden, wer von den ehemaligen Topmanagern eine Chance auf einen neuen Job hat, und die Kandidaten müssen vor ihm buckeln, müssen ihr Bestes geben. Die Erkenntnis, dass er selbst bereits zum Bewerberkreis gehört, dringt bei ihm nicht so schnell durch.

„Top Dogs“ ist ein sehr häufig gespieltes Stück von Urs Widmer, auf dessen Aktualität nicht extra hingewiesen werden muss. Die tri-bühne bietet deshalb das Besondere: László Bagossys Inszenierung ist seit mehr als zehn Jahren ein Renner im Budapester Katona-Theater, für Stuttgart wurde sie aktualisiert und neu konzipiert. Die Bühne ist ein Laufsteg, das Publikum sitzt links und rechts ganz nah bei den sieben Akteuren.

Im Gegensatz zu anderen Inszenierungen, die sich bemühen, „Top Dogs“ als durchgehende Geschichte zu erzählen, setzt Bagossy auf Brüche: Fast jeder ist hier mal Controller, und wer entlassen wird, ist später der Personalchef, der entlassen muss. Hinzu kommen Sprechchöre und Körpertraining als Improvisationstheater. Um zu sich selbst zu finden, müssen die Akteure mal einen Adler, mal ein Schaf imitieren. Da hat die Inszenierung allerdings schon etwas Staub angesetzt.

Grandios ist Folkert Milster als Kaspar: Lange drückt er herum, doch dann bricht es aus ihm heraus. Oder Cornelius Nieden als Mark, der wegen einer Kakao-Allergie seinen großen Auftritt versiebt. Oder Cathrin Zellmer als äußerst kämpferische Lily. Am Ende hat es Natascha Beniaschvili-Zed als Wanda geschafft: Sie bekommt einen Job bei Nokia in Nordalbanien. Nicht gerade eine tolle Perspektive bei einer Firma, die bekannt ist für ihre Wanderfreudigkeit, um Subventionen abzugreifen. Bagossy zeigt, wie sich alle bis zur Selbstaufgabe verrenken und sich so gegenseitig selbst entwerfen.

www.tri-buehne.de

Von Missgunst und Pathos

Wenn Theater zu viel will:

„Medea – Wer tötet heute Kinder?“

VON BRIGITTE JÄHNIGEN

Jason ist Opfer. Der Kapitalismus trägt Schuld. Sinnbilder menschlichen Versagens liegen auf dem Bühnenboden: etwa 70 Paar Schuhe verlassener, gedemütigter, gekidnappter Kinder, ein Plüschteddy, den der rasende Jason schlug, die exekutierte Medea. Harte Kost bietet die freie Theatergruppe um den Schauspieler Velemir Pankratov an.

Die historische Geschichte der Medea wird mit multimedialen Mitteln neu erzählt. Zarte Momente wie zu Beginn, als Alexander Funeralov am Piano zwischen perlenden Dreivierteltakten und Trümmern wechselt, sind selten. Medea, Mutter zweier Kinder und investigative Journalistin, wird zur Symbolfigur des universell Guten. Auch Jason, kleines Rad im neoliberalen Kapitalismus, möchte ein guter Vater und Ehemann sein. Doch Neid und Missgunst fressen an ihm. Ein Schwächling ist er. Karriere wird er machen, koste es auch das Leben seiner Familie. Pankratov und Ulrike Stegmüller führen holzgeschnitzte Figuren und kindergröße Stoffpuppen durch Antike und Gegenwart, Pankratov wendet mit Bösewichtmaske die Figur des Max, eines Demokratieverächters, ins Extreme. Der Sender TV Metropolis demonstriert mit medialer Gleichschaltung Kapitalismuskritik, Medienschelte, Menschenverachtung und globale Katastrophenbilder. Ein starker Wille zum Pathos führt die Inszenierung zuweilen bis in an die Grenze zur Unerträglichkeit. Das Sinnbild von Kinderschuhmassen ist politisch verbraucht; naturalistisch nachempfundene Hassausbrüche eines degenerierten Vaters wirken bei Pankratov theatralisch verzerrt. Dieser „Medea“-Fassung wäre eine Reduktion von Stoff, Mitteln und theatraler Übersteigerung zu wünschen.

Wieder am 18. und 19. Oktober jeweils um 20.30 Uhr in den Wagenhallen